

Reise

Der Fall Maletsunyane

Im Dachgeschoss Südafrikas: Lesotho ist ein kleines Königreich und bietet große Abenteuer. Über Abseilen am Wasserfall und andere Mutproben. *Von Günter Kast*

Man kennt die Situation von Initiationsriten für gelangweilte Mitteleuropäer: Kletterkarabiner klicken und einheimische Führer reden in beruhigendem Tonfall auf ihre Kunden ein, wohlwissend, dass es für deren würdevollen Rückzug viel zu spät ist. Der Unterschied ist nur: Dieses Abenteuer spielt sich nicht in Mitteleuropa, sondern in Südafrika ab, in Lesotho, um genau zu sein.

Am Vorabend hatte sich das Vorhaben bei der dritten Flasche Maluti-Bier, einem der wenigen Produkte, die das kleine Königreich selbst herstellt und nicht aus Südafrika importiert, nicht besonders tragisch angehört: Man seilt sich parallel zum Maletsunyane-Wasserfall von einem Felsvorsprung in eine Schlucht ab, wo das herabstürzende Wasser einen See bildet. 204 Meter am Stück, mindestens senkrecht, manchmal überhängend und damit frei am Seil baumelnd. Dann kraxelt man auf anderem Wege zurück zum Rand des Canyons.

204 Meter sind Weltrekord für kommerziell betriebenes Abseilen, dokumentiert im „Guinness-Buch“. „Es kann nichts passieren“, verspricht der mit einem gelben Helm geschmückte Einheimische Phakane, als vier blasse Gestalten, gesichert an einem kurzen Seil, einen Blick in den Abgrund riskieren. Nur: Phakane schaut viel zu ernst, so wie er das sagt.

Von früheren Mutproben weiß man: Wer zuerst drankommt, leidet weniger lang. Also los! Von den ersten 50 Metern fehlt jede Erinnerung – ausgelöscht im Adrenalinrausch. Aus dem zweiten Viertel tauchen später immerhin Erinnerungsfetzen auf: ein paar subtropische Pflanzen und Nester unbekannter Vögel, der See tief unten im Abgrund allenfalls zu spüren. Im dritten Abschnitt frischt das Wasser die Erinnerung auf. Der Maletsunyane-Fall ist nun sehr nahe, und weil hier nie die Sonne hineinscheint, ist die dunkle Felswand mit einer dünnen Eisschicht überzogen, auf der die Füße beim Abstützen wegrutschen. Eis in Afrika, das war so nicht ausgemacht!

Das alles wäre ja noch zu verschmerzen. Doch jetzt, im letzten Abschnitt, weicht die Kraft aus Oberarmen und Händen. Krampfhaftes Klammern und Festhalten, bloß nicht loslassen. Das eigene Körpergewicht zieht bleischer

nach unten. Noch 25 Meter. Viel zu hoch, um an diesem Kletterseil nahezu ungebremst durchzurutschen. Noch immer zehn Meter! Mit letzter Kraft ertasten die Füße festen Boden. Ein anderer Gelbhelm gratuliert und verrät, dass man ruhig etwas entspannter hätte sein können. Denn natürlich würde sein Kollege Phakane von oben mit einem zweiten Seil sichern. Andernfalls sei eine solche Aktion für Ungeübte viel zu gefährlich.

Der Mann, der die Idee dazu hatte, ist eigentlich Segler, nicht Kletterer. „Mit Knoten muss man sich in beiden Metiers auskennen“, sagt Jonathan Halse und erzählt, dass schon mehr als 3000 Gäste den Adrenalinschub heil überstanden haben. „Passiert ist noch nie etwas.“ In der von ihm und seiner Frau Armelle geführten „Semonkong Lodge“ beim gleichnamigen Dorf trudeln jetzt allmählich Wochenendtouristen aus Südafrika mit ihren großen Allrad-Autos ein. Lesotho lockt mit günstigen Preisen, sie nennen das kleine Land ihren „Backyard“, Hinterhof.

Peter, der Farmer aus der südafrikanischen Provinz Free State, die an Lesotho angrenzt, kommt schon viele Jahre hierher. „Die Atmosphäre ist weniger spannungsgeladen, friedvoller“, sagt er. „Zu Hause sind wir Weißen die Sündenböcke für alles.“ So wie er reden viele. Die Versöhnung zwischen den Rassen wird wohl noch Generationen dauern. Jonathan Halse meint: „Lesotho ist wie ein Kleinwagen, Südafrika wie ein Ferrari. Stark, aber schwierig zu steuern.“ Er kennt beide Länder, wuchs in Lesotho auf, wo seine Eltern einen sogenannten Trading Post besaßen, wo Schafwolle gegen Decken und Haushaltswaren getauscht wurde. Zur Schule ging er jedoch in Südafrika. Er spricht neben Englisch auch Afrikaans und das einheimische Idiom Sesotho. Die Familie von Armelle stammt aus Zimbabwe. Ihr Vater war einer der ersten Farmer, der von Mugaibes Schlächtern ermordet wurde.

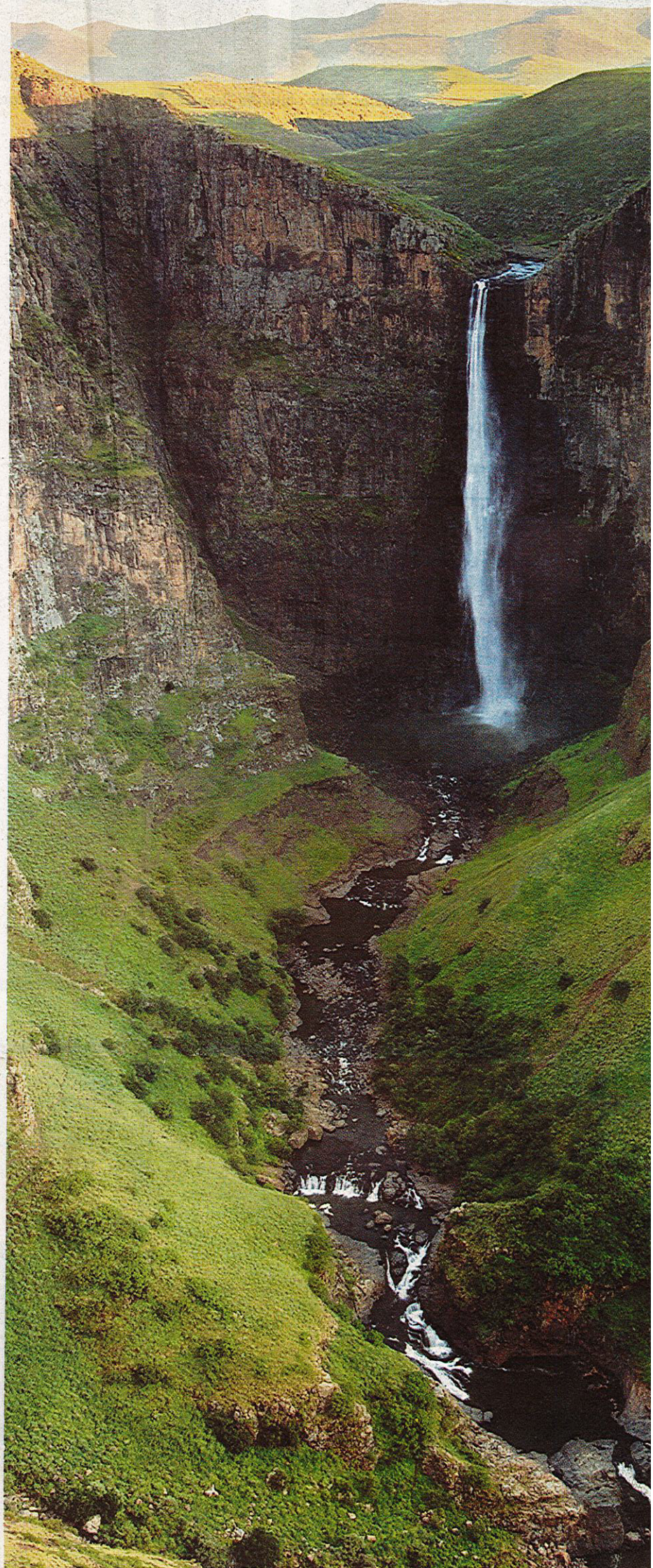
Beide fühlen sich wohl in Lesotho – einem Staat nicht größer als Belgien, bewohnt von Bergbauern und Hirten, auf allen Seiten umschlossen von Südafrika. „Königreich im Himmel“ wird Lesotho auch genannt oder „Dach Afrikas“, weil selbst der tiefste Punkt 1400 Meter über dem Meer liegt. Im Winter fällt häufig Schnee, sogar

ein Mini-Skigebiet gibt es. Wilde Tiere dafür kaum noch, höchstens noch ein paar Antilopen und Schakale. Den letzten Löwen im Land schossen Jäger um 1870. Lesotho, das bis zur Unabhängigkeit 1966 Basutoland hieß, kannte nie ein Apartheid-Regime und war selbst unter britischer Herrschaft immer ein mehr oder weniger unabhängiges Land mit einer homogenen Bevölkerung.

Die meisten Basotho sind bitterarm, im „Human Development Index“ von 2013 steht Lesotho auf dem 158. von 187 Plätzen. Der Zwergstaat galt einst sogar als das ärmste Land der Welt. In den vergangenen Jahren ist die Armut ein wenig zurückgegangen – dank der ertragreichen Diamantenminen und des sauberen Trinkwassers, das Lesotho aufstaut und an Südafrika verkauft. Eines der größten Probleme ist Aids. Je nach Schätzung ist jeder Vierte bis Dritte HIV-positiv, das ist weltweit die dritthöchste Rate. Überall im Land rufen riesige Plakate zum Gebrauch von Kondomen auf. Armelle erzählt von einer Mitarbeiterin im Service, die sich zuerst freute, als sie hörte, sie sei „positiv“. Erst als sie die ernste Miene des Arztes wahrnahm, habe sie verstanden.

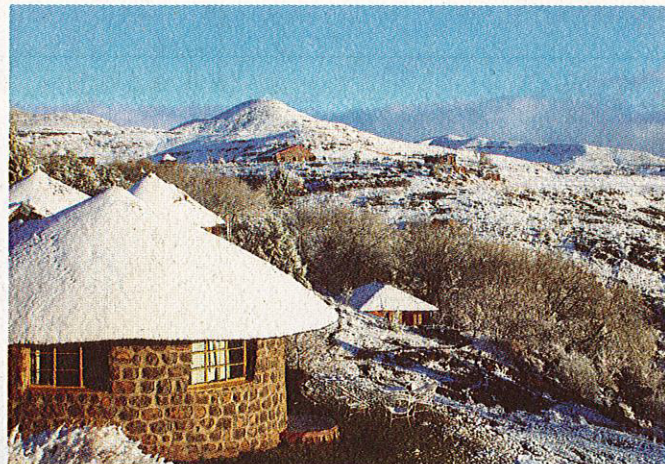
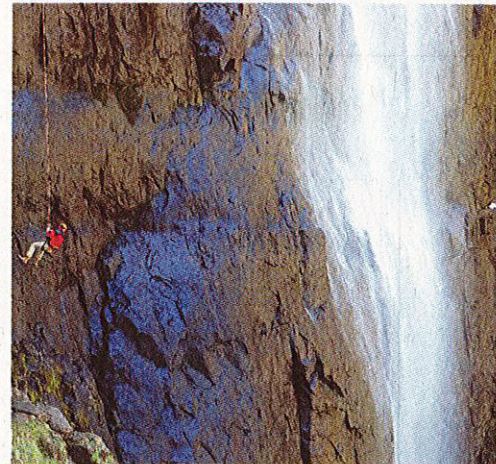
Draußen ist es kühl geworden, es wird Frost geben in der Nacht. Man beginnt zu verstehen, warum sich die Basotho fast immer in dicke Wolldecken hüllen, für die das Land bekannt ist. In der Lodge bestellen die Gäste Kaffee und Tee statt Maluti-Bier und drängen sich um den offenen Kamin. Kinder aus Semonkong singen für eine niederländische Reisegruppe, danach wird Geld eingesammelt.

Am nächsten Morgen begleitet uns Johannes auf einer Wanderung zu den umliegenden Dörfern. Sein Vater schuftet als Gastarbeiter in einer Goldmine in Südafrika: „Er möchte aufhören, der Job ist zu hart und zu gefährlich“, erzählt er. Johannes könnte – oder müsste – dann an seines Vaters Stelle rücken, doch er schlägt sich lieber als Touristenführer durch. Mit großen Schlucken trinkt er den Maisbrei, den ihm Viehhirten auf dem Feld anbieten. „In der Hauptstadt Maseru muss ich selbst für einen Becher Wasser einen Maloti zahlen“, preist er das friedliche und ruhige Landleben.



Fortsetzung auf Seite V2

Kein Fall für jeden: Die Abseilpassage am Maletsunyane hat es mit 204 Metern ins „Guinness-Buch“



Zu Lesothos Abenteuern gehört nicht nur das Abseilen am Wasserfall, sondern auch ein Ausritt auf den Basotho-Ponys – und die Tatsache, dass es, wie in der „Semongkong Lodge“ (links) oder im Dorf Hamatikita (rechts), immer wieder mal schneien kann. Foto Semongkong Lodge, Kast (3)

Fortsetzung von Seite V1

Im Königreich Lesotho

Eigentlich wollte Johannes, dass wir auf dem Rücken eines Pferdes mit ihm losziehen. Wir mussten ihm lang und breit erklären, dass das keine gute Idee sei, denn erstens hätten wir am Wasserfall schon eine Mutprobe bestanden. Und zweitens würden Pferde genauso wie Hunde es hundert Meter gegen den Wind riechen, wenn jemand Angst vor ihnen habe. Richtig verstanden hat Jonathan trotzdem nicht, wie jemand Angst vor Pferden haben kann.

Basotho-Ponys sind das gängige Transportmittel im Hochland, wo es kaum Straßen gibt. Die für ihre Ausdauer berühmten Tiere sind jedoch keine Ponys, sondern eine Mischung aus Arabern, Berbern und Englischen Vollblütern, die die Buren und Engländer im 19. Jahrhundert ins Land brachten. Im rauen Bergklima konnte sich die zähe Rasse bestens behaupten. Die Basotho lieben ihre Pferde. Sie veranstalten mehrmals im Jahr Rennen mit attraktiven Preisgeldern und haben auch entdeckt, dass die meisten Touristen lieber reiten als wandern. Auch

die beiden britischen Prinzen Harry und William, die bei Jonathan und Armelle schon zu Gast waren und in der Region ein Hilfsprojekt finanzieren.

Nur wir gehen zu Fuß, aber auch das wird zur Mutprobe. Immer wieder müssen wir Dongas

überqueren, tiefe Erosionsgräben, die sich rund um die Dörfer ausbreiten. Erosion ist ein großes Problem: In regenarmen Jahren bläst der Wind die ausgedörrte Erde davon. Regnet es dann doch einmal, gießt es gleich sintflutartig, und der Boden wird weggespült. Zurück

bleiben Dongas und überweidete Wiesen. „In den vergangenen Jahren hat es viel zu wenig geregnet“, sagt Jonathan.

Auf dem Rückweg zur Lodge machen wir in Semonkong Pause. Der Ort ist eine Mischung aus Township und Wildweststadt. Eine Ansammlung von Wellblechhütten, aus denen Afro-Pop dröhnt, bildet das Zentrum. Reiter mit ihren typischen, fast das ganze Gesicht verhüllenden Mützen erledigen Einkäufe in dem von einem Chinesen geführten Laden. Es gäbe, erzählt Johannes, seit Gene-

rationen vereinzelte chinesische und indische Händler in Lesotho. Nun aber kommen die Chinesen in größerer Zahl. Bei der Fahrt von Maseru haben wir sie gesehen. Auf der bis zu 2800 Meter hohen Passstraße, bislang noch eine Schotterpiste, standen mit Mundschutz und Helm bewehrte Ingenieure aus dem Reich der Mitte und instruierten einheimische Arbeiter. Wenn die Asphalt-Straße fertig ist, wird Semonkong in der Hälfte der Zeit von der Hauptstadt Maseru aus zu erreichen sein. „Die Straße wird mehr Touristen bringen“, hofft Johannes. Und sein Boss Jonathan natürlich auch. Vermutlich werden dann noch mehr Unfälle passieren. Irgendwie können die Basotho hohe Geschwindigkeiten nicht so richtig einschätzen. Ihr Leben läuft einen Gang langsamer.

Jonathan ist etwas aufgeregt. Nächste Woche will König Letsie III. die Lodge besuchen, um von ihm Fliegenfischen zu lernen. In den Maletsunyane-Fluss, der auch den Wasserfall speist und der direkt an der Lodge vorbeifließt, haben die heimweggeplagten Briten der Kolonialverwaltung in den 1950er Jahren Forellen eingesetzt, die hier zu stattlicher Größe heranwachsen. Die Lodge war ursprünglich ein Camp für Fliegenfischer, und Jonathan bietet eine viertägige

Camping- und Angeltour im Canyon des Maletsunyane an.

Wasser ist das ganz große und zugleich polarisierende Thema für Lesotho. Viele Basotho sind davon überzeugt, dass ganze Landstriche des Königreiches an Wasserknappheit leiden, weil es einen Großteil dieses Schatzes an Südafrika verkauft. Während der Fußball-WM 2010 in Südafrika soll es besonders schlimm gewesen sein. Da sei aus den Hähnen vier Wochen lang gar kein Wasser mehr getropft, weil mit Wasserkraft der Mehrbedarf an Strom während des Turniers erzeugt worden sei. Auch wir machen auf unserer Reise durch die Dörfer die Erfahrung, dass die Dusche manchmal ausfallen muss. In vielen Unterkünften hängen Zettel mit der Bitte, möglichst sparsam mit dem Wasser umzugehen. Und überall sehen wir Frauen mit schweren Eimern auf dem Kopf, die Trinkwasser über weite Wege mühsam zu ihren Rundhütten balancieren.

Tatsächlich verkauft Lesotho jeden Monat viele Millionen Kubikmeter Wasser an Südafrika, was im Gegenzug mehrere Millionen Euro in die Staatskasse spült, die das arme Land gut gebrauchen kann. Südafrika benötigt das Wasser vor allem für seine Rohstoff-Mienen. Gleichzeitig treibt es damit ein Kraftwerk an, das beide Länder mit Strom versorgt. Das

Lesotho Highlands Water Project (LHWP), 1998 gegründet, ist mit seinen Staudämmen und den Tunneln, die das Wasser nach Südafrika leiten, eines der größten Infrastrukturprojekte Afrikas. Der Katsse-Damm, die erste von fünf geplanten gigantischen Talsperren, hat es sogar zu einer richtigen Touristenattraktion gebracht. Kaum weniger imposant ist der Mohale-Damm.

Einer, der selbst mit dem Mammutprojekt befasst war, ist Makase Nyaphisi, Ex-Botschafter Lesothos in Berlin. Wir lernen ihn am Rande eines Mountainbike-Rennens kennen. „Weißt du“, sagt der Doktor der Medizin, der in Halle studiert hat und seine Gesprächspartner durch die Bank duzt, „der Katsse- und der Mohale-Damm sind wichtig und richtig. Der Verkauf des Wassers bringt uns sichere Einnahmen.“ Gäbe es wegen der Dürre weniger Wasser, exportierte Lesotho auch weniger. „Was aber für mich viel mehr zählt“, sagt Nyaphisi: „Das Projekt bringt Straßen und elektrischen Strom in abgelegene Dörfer. Für die Jungen heißt das: Schule, Ausbildung, Infrastruktur, Zugang zum Internet.“

Und vielleicht ist das alles auch ganz gut für die Abenteuerlustigen. Denn wie die ganze Abseilaktion abgelaufen wäre, wenn der Maletsunyane-Wasserfall viel Wasser führt, will man sich gar nicht vorstellen.

Der Weg nach Lesotho

Anreise South African Airways (www.flysaa.com/de) fliegt ab 900 Euro von München und Frankfurt direkt nach Johannesburg. Von dort mit Airlink ab 270 Euro weiter nach Maseru.

Übernachtung Die „Semongkong Lodge“ (DZ ab 25 Euro pro Person, www.placeofsmoke.co.ls) im Hochland eignet sich gut als Standort, weil sie nicht nur die in Lesotho obligaten Reitausflüge und Pony-Trekkings anbietet, sondern auch andere Aktivitäten wie die längste Absseilpiste der Welt, Fliegenfischen sowie Kletter- und Wandertouren. Die Autofahrt von Maseru zur Herberge (unbedingt ein Auto mit Allrad-Antrieb mieten) dauert ca. drei Stunden.

Ausflüge Lesotho Sky bietet regelmäßig mehrtägige Mountainbike-, Wander- und Paddeltouren an. Außerdem findet einmal im Jahr ein sechstägiges Mountainbike-Rennen statt. Mehr unter lesothosky.com. Neben dem Maletsunyane-Wasserfall gehören zu den Höhepunkten in Lesotho die königliche Bergfestung Thaba Bosiu, der Katsse-Staudamm und das Wasserkraftwerk, die „Roof of Africa-Road“ und der Sehtabathebe-Nationalpark als bestes Wandergebiet.

Literatur Stefan Loose: „Südafrika - Lesotho und Swasiland“, Travel Handbuch, 4. Auflage 2013, 736 Seiten, 24,99 Euro
Die Reise wurde unterstützt von Lesotho Sky und der „Semongkong Lodge“.

